

## Kulturelle Diakonie Vom verbindend Christlichen

Hans-Joachim Höhn

Wettbewerb ist nur dort möglich und nötig, wo es um knappe Güter geht. Konkurrenz und Rivalität erübrigen sich, wenn jene Größen, an denen allseitiges Interesse besteht, im Überfluss vorhanden sind. Ebenso begehrt wie knapp sind in modernen Gesellschaften die Güter ‚Zeit‘ und ‚Aufmerksamkeit‘.<sup>1</sup> Zahlreiche soziale Auseinandersetzungen haben daher den Charakter von Zeitverteilungskämpfen. Es geht dabei um die Aufteilung von Arbeitszeit und Freizeit, um die Nutzung lebenszeitverlängernder Errungenschaften, um die Zeitsouveränität des Individuums angesichts kollektiver Zeitverbringungsnotigungen. Zeitgewinne, die ein Individuum für sich verbucht, werden sogleich zum Gegenstand eines neuen Wettbewerbs. Es gilt nun, die Aufmerksamkeit zu gewinnen für spezifische Angebote, die eigene und freie Zeit möglichst sinnvoll zu nutzen. Kultureinrichtungen leben davon, dass es genügend freie Zeit gibt, um sie zu besuchen. Aber sie müssen auch darum kämpfen, dass sie im Wettbewerb um Aufmerksamkeit nicht frühzeitig ausscheiden. Kirchliche Akademien und Bildungseinrichtungen für Erwachsene sind in besonderer Weise auf die knappen Güter ‚Zeit‘ und ‚Aufmerksamkeit‘ angewiesen. Daher müssen sie nicht nur dafür sorgen, dass die Qualität ihrer Angebote hohen Ansprüchen genügt. Sie müssen sich auch darum kümmern, dass sie entdeckt und wahrgenommen werden.

Wer nicht übersehen werden will, muss auffallen. Aber das genügt noch nicht. Man muss seinem Gegenüber auch zeigen, mit wem man es zu tun hat. Das Gesehenwerden soll keine Ausnahme bleiben. Es geht darum, auf einen Erstkontakt weitere Begegnungen folgen zu lassen. Zu diesem Zweck muss man als Kultur- und Bildungsanbieter wiedererkennbar sein. Andernfalls kommt die Konkurrenz zum Zuge. Wer solche Effekte vermeiden will, ist gut beraten, mit etwas ‚Typischem‘ aufzufallen, mit dem man identifizierbar wird.

---

<sup>1</sup> Vgl. G. Franck, *Ökonomie der Aufmerksamkeit*, München/Wien 1998.

Wer nicht übersehen und nicht verwechselt werden will, muss sich unterscheiden. Wer zweifelsfrei identifiziert werden möchte, muss sich durch besonders auffällige Unterschiede auszeichnen. Das gilt für Personen ebenso wie für Organisationen und Institutionen. „Macht Unterschiede! Unterscheidet Euch!“ – dies scheint das Gebot der Stunde zu sein. „Setzt deutliche und unübersehbare Zeichen Eurer Verschiedenheit von Anderen! Denn das kommt Eurer Identität zugute!“

Immer wieder wird dieser Imperativ auch an kirchliche Bildungseinrichtungen adressiert. Sie sollen verstärkt zeigen, wodurch sie sich auszeichnen – und das ist nicht nur die Qualität ihrer Angebote. Katholische Akademien sehen sich zunehmend dem Druck ausgesetzt, die bisherige Themen- und Teilnehmerorientierung zugunsten einer Anbieterorientierung zu relativieren, die das „unterscheidend Katholische“ deutlich macht. Kirchliche Bildungseinrichtungen verdienen in den Augen mancher Träger nur dann die Note „ausgezeichnet“, wenn sie unübersehbare Zeichen ihres Andersseins setzen. Denn mit zwei Problemen hat das Christliche und das Katholische derzeit am meisten zu kämpfen: mit seiner Wahrnehmbarkeit und mit seiner Identifizierbarkeit. An der Kirchenbasis wie an der Spitze der Hierarchie wird nicht selten die Überzeugung vertreten, dass nach einer Zeit des Relativierens von Unterschieden endlich das Relativieren relativiert werden müsse. Man solle sich nicht wundern, dass das soziale Umfeld mit Gleichgültigkeit reagiert, wenn man selbst nicht den Eindruck bekämpft, dass in moralischen oder religiösen Angelegenheiten alles von mehreren Seiten gesehen werden kann und letztlich zur Ansichtssache wird. Eine derartige moralische und spirituelle Niederschwelligkeit zahle sich nicht aus. Sie fördere Gleichgültigkeit und Indifferenz. Und sie mache das genuin Christliche in religiösen und moralischen Belangen austauschbar, ersetzbar, verwechselbar. Wer das verhindern wolle, müsse im selben Atemzug von Identität und Differenz reden und sich für beides stark machen.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Allerdings kann die Umsetzung dieses Imperativs sehr rasch kontraindentionale Folgen haben. Wer nachmacht, was alle anderen vormachen, ist ein Imitat, kein Original. Am Ende ist dann das Imitat vom Original nicht mehr zu unterscheiden. Wer in diesem Fall ein Imitat als Original verkaufen will, macht sich lächerlich. Die Komikertruppe „Monty Python“ hat im Jahr 1979 eine Persiflage auf Jesusfilme im Hollywoodformat ins Kino gebracht. Erzählt wird die Geschichte

## 1. Klare Konturen – oder: Identität durch Differenz?

Unterstützt wird die These „Identität durch Differenz“ von Unternehmensberatern, die ihr Geld mit der dazu passenden Strategieempfehlung verdienen: Es ist angezeigt, die Identität des Katholischen durch die Markierung von Unterschieden zu sichern. Denn die Erfahrung zeigt, dass man sich im Kontext eines sozialen, moralischen und religiösen Pluralismus und in einer Situation des Wettbewerbs um Aufmerksamkeit nur über die Wahrung von Unterschieden behaupten kann. Christen müssen die grassierende Gleichgültigkeit gegenüber der Botschaft des Evangeliums dadurch bekämpfen, dass sie wieder verhaltensauffällig werden. Und am ehesten fällt man dadurch auf, dass man anders ist – und das auch zeigt. Und zwar ausnahmslos – sowohl gegenüber einer säkularen Öffentlichkeit als auch gegenüber anderen Konfessionen und Religionen: Ökumene? Ja, aber bitte ohne Verlust konfessioneller Profile! Dialog der Religionen? Ja, aber bitte ohne Verzicht auf das „unterscheidend“ Christliche! Soziales Engagement? Ja sicher, aber macht auch deutlich, wofür Ihr allein und keiner sonst steht!

Nur durch die Markierung von Differenzen lassen sich Originalität und Unverwechselbarkeit sichern. Dieser These ist auf den ersten Blick nur schwer zu widersprechen. In der Regel ist es unumgänglich, um der Identifikation zweier Größen willen einen Unterschied zwischen ihnen auszumachen. Aber fällt auch die Identifizierung des

---

des naiv-unauffälligen und bisweilen verzweifelt-überforderten Brian, der zur selben Zeit wie Jesus v. Nazareth geboren wird und durch allerlei Missverständnisse und Verwechslungen gegen seinen Willen in die Rolle des Messias gedrängt wird. Als seine Anhänger partout nicht von ihm als Anführer ablassen wollen, wendet er sich an dieses „Gefolge“ und macht ihm klar: „You don't need to follow me! You don't need to follow anybody! You've got to think for yourselves. You're all individuals.“ Die Menge antwortet ihm: „Yes, we're all individuals.“ Brian legt noch einmal nach: „You're all different.“ Die Menge erwidert: „Yes, we're all different!“ Das unterschiedslose Unterscheiden von Individuen hebt ihre Individualität auf – und das unterschiedslose Markieren von Unterschieden ebenfalls. Auf Dauer ist es zudem nicht mehr sonderlich originell, allezeit, allseits und allerorten zu hören: „We are all different!“ Es handelt sich hierbei um das Kollektiv der Differenzimitate und Originalitätsnachahmer. Von imitierten Originalen und nachgeahmten Unterscheidungen gibt es auch in unserer Gesellschaft genug. Was sie zu verkaufen haben, sind Second-hand-Identitäten. Dabei handelt es sich noch nicht einmal um sonderlich originelle Imitate.

entscheidend Christlichen unter diese Regel? Ist es entscheidend christlich, das Verhältnis zu anderen sozialen und religiösen Akteuren über Unterschiede zu definieren? Ist das Unterscheiden überhaupt geeignet, treffsicher das Entscheidende zu erfassen?<sup>3</sup>

Im Folgenden soll eine Alternative vorgestellt und zur Diskussion gestellt werden: Entscheidend christlich ist es, für das einzustehen, was alle Menschen verbindet, was sie eint und einander gleich macht. Das ist zugleich das Katholische am Christentum. Wer nur auf die Bestimmung von Unterschieden aus ist, macht das, was heute alle tun, um sich zu profilieren. Und wer das macht, was alle anderen auch tun, hat schon aufgehört, sich von allen anderen zu unterscheiden. Wenn sich alle auf dieselbe Weise unterscheiden, sind sie alle auf dieselbe Weise anders – und damit einander fast schon zum Verwechseln ähnlich. Entscheidend für Profil und Programmatik katholischer Bildungseinrichtungen ist hingegen ein Leitbild, mit dem sie deutlich machen, dass alle Unterschiede zwischen Menschen relativiert werden von einer je größeren Gemeinsamkeit. Diesem Leitbild entspricht eine Praxis kultureller Diakonie, die sich für den Abbau diskriminierender Unterschiede einsetzt und sich den Verbindlichkeiten stellt, die aus dem Wissen um das alle Menschen Verbindende erwachsen.<sup>4</sup>

## 2. Entscheidend christlich – oder: Wider die Ideologie des Exklusiven

Es mag zuweilen unumgänglich sein, um der Identifikation zweier Größen willen einen Unterschied zwischen ihnen auszumachen. Es macht jedoch einen Unterschied, ob man bei einer Verhältnisbestimmung, die der Identifizierung dienen soll, mit einer Beziehung beider Größen beginnt oder ob die Benennung einer Verschiedenheit am Anfang steht. Denn zur Logik des Unterscheidens gehört das Dissoziieren, das Abtrennen und Sich-Absetzen. Wer unterscheidet, muss ausscheiden und ausschließen. Wer aber in und durch den Vorgang des Ausschließens seine Identität wahren will, erweist sich

<sup>3</sup> Zu dieser Unterscheidung siehe bereits *J. Werbick*, *Vom entscheidend und unterscheidend Christlichen*, Düsseldorf 1992.

<sup>4</sup> Zum Ganzen siehe auch *H.-J. Höhn*, *Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute*, Freiburg i. Br. 2012, 68–90.

sehr bald als Vertreter einer Ideologie. Denn Ideologien arbeiten mit Exklusionen und setzen auf exklusive Wertschätzungen, indem sie ihre Anhänger durch Diskriminierungen, d. h. durch die Bestimmung von abwertenden oder überbietenden Unterschieden zu anderen, besser dastehen lassen.<sup>5</sup>

Allerdings trifft auch zu: Wer sich für alles öffnet, verliert seine Konturen, wird verwechselbar, löst Achselzucken aus. Wer sich wiederum nur auf sich selbst bezieht, um seine Identität zu wahren, wird am Ende beziehungsunfähig. Wer aber keine Unterschiede ausmachen kann, kann auch keine Besonderheit entdecken – weder bei sich selbst noch bei den anderen. Wer weder Unterschiede noch Gemeinsamkeiten erkennen kann bei sich selbst und bei anderen, wird weder sich selbst noch den Anderen gerecht. Offensichtlich droht hier ein Dilemma: Entweder praktiziert man die Logik des Unterscheidens und stolpert in die Ideologiefalle. Oder man relativiert Unterschiede und kann dann nicht mehr kenntlich machen, woran jemand zweifelsfrei erkennbar ist.

Wenn es um die Bestimmung christlicher Identität geht, kann dieses Dilemma durchaus vermieden werden. Denn Christen sind am ehesten daran zu erkennen, dass sie das entscheidend Christliche als dasjenige identifizieren, das alle Menschen verbindet, eint und sie einander gleich macht. Christen sind auch daran zu erkennen, dass sie dabei an einem Unterschied Maß nehmen. Es gibt in der Tat *einen* identitätsstiftenden Unterschied, der

- nicht weitere Unterschiede nach sich zieht, die zu Diskriminierungen führen;
- zur Bestimmung von Gemeinsamkeiten, aber nicht in die Gleichmacherei führt.

Für Christen beginnen alle Verhältnisbestimmungen mit der Unterscheidung zwischen Schöpfer und Geschöpf. Es ist der größtmöglich denkbare Unterschied. Denn man kann von Schöpfer und Geschöpf keine Gemeinsamkeit aussagen, die nicht von einer je größeren Ver-

---

<sup>5</sup> „Ideologien ... sind nichts als das, wodurch sie sich gegenseitig verneinen und bekämpfen, da ja das faktisch ihnen Gemeinsame gewissermaßen trotz der ideologischen Theorie und nicht wegen ihr besteht“, K. Rahner, *Ideologie und Christentum*, in: Ders., *Schriften zur Theologie VI*, Einsiedeln/Zürich/Köln <sup>2</sup>1968, 73. Zum Ganzen siehe auch R. Kaufmann, *Was ist Ideologie? Essay über den Homo Ideologicus*, Dresden 2013.

schiedenheit überboten und relativiert wird.<sup>6</sup> Aber zugleich begründet der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen Gott und Mensch die Gleichheit und Ebenbürtigkeit aller Geschöpfe. Gottes „Ebenbild“ zu sein (Gen 1,27), ist die größtmöglich denkbare Gemeinsamkeit, die von allen Menschen ausgesagt werden kann. Sie kann durch nichts überboten oder relativiert werden. Zwischen allen Menschen kann somit keine Verschiedenheit ausgesagt werden, die nicht umgriffen wird von einer je größeren Gemeinsamkeit.

Für diese je größere Gemeinsamkeit steht auch die Rede vom universalen Heilswillen Gottes (vgl. 1 Tim 2,4). Dass jeder Mensch Adressat einer unüberbietbaren Zuwendung Gottes ist, kann durch nichts gesteigert oder gemindert werden. Was für die Zuwendung Gottes zum Menschen gilt, ist auch über das Verhältnis des Menschen zu Gott zu sagen. Es gibt keine intensivere oder bessere Beziehung zu Gott neben oder außerhalb der Beziehung zum Mitmenschen (vgl. 1 Joh 4,20) – einem jeden Menschen. Dass dies für jeden Menschen gilt, ist ebenfalls unüberbietbar und nicht relativierbar.

### 3. Entschieden katholisch – oder: Das Ganze im Blick und das Gemeinsame vor Augen

Worin Identität und Spezifikum des Christlichen bestehen, lässt sich in wenigen Sätzen sagen: Womit das Christentum steht und fällt, ist die Wahrnehmung einer unüberbietbaren Gemeinsamkeit aller Menschen, die aus dem Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf hervorgeht. Die geschöpfliche Ebenbürtigkeit aller Menschen begründet Gleichheit, Wert und Würde jeder menschlichen Person. Die Verschränkung von Gottes- und Nächstenliebe folgt aus der Botschaft Jesu, welche besagt: Es gibt keine größere Offenheit für Gott als die Offenheit für den Mitmenschen.

Diese Sätze hören sich an wie der übliche Theologenjargon. Aber sie haben es in sich. In ihnen steckt eine Partitur des Christseins und des Kircheseins. Eine Partitur will nicht bloß gelesen werden, sie will

---

<sup>6</sup> Vgl. die Lehraussage des IV. Laterankonzils (1215): „Zwischen Schöpfer und Geschöpf lässt sich keine noch so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen nicht eine noch größere Unähnlichkeit festzustellen wäre.“ (DH 806)

aufgeführt werden.<sup>7</sup> Wer die Partitur des Christentums aufführt, wird verhaltensauffällig. Christen haben zu bezeugen, dass jeder Unterschied zwischen Menschen umgriffen ist von einer je größeren Gemeinsamkeit. Christen profilieren sich mit der Herausstellung dieses allen Menschen Gemeinsamen! Auf diese Weise setzen sie in dieser Zeit auch ein Zeichen des wohltuenden Andersseins. Denn wer tut das sonst noch? Es ist diese Orientierung am alle Menschen Verbindenden, welche das entscheidend Christliche im sozialen und politischen Kontext ausmacht. Diese Orientierung hat Folgen: von der Flüchtlings- und Asylproblematik bis hin zum Thema ‚Inklusion in der Schule‘. Und in der teilweise hysterisch diskutierten Genderfrage möge sich die Kirche an eine Aussage erinnern, die sie sich auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil selbst ins Stammbuch geschrieben hat (LG Nr. 32): „Es ist also in Christus und in der Kirche keine Ungleichheit aufgrund von Rasse und Volkszugehörigkeit, sozialer Stellung oder Geschlecht; denn ‚es gilt nicht mehr Jude und Grieche, nicht Sklave und Freier, nicht Mann und Frau; denn alle seid ihr einer in Christus Jesus‘ (Gal 3,28 griech.; vgl. Kol 3,11).“

Die Orientierung an dem, was alle Menschen verbindet, macht die sozialen und politischen Initiativen von Christen unterscheidbar von sozialen und religiösen Bewegungen, die nur partikulare Eigeninteressen vertreten oder sich der Lobbyarbeit hingeben. Erst wenn sich die Kirche von diesen Handlungsmustern distanziert, ist sie „katholisch“. Erst dann geht sie aufs Ganze, hat alle und alles im Blick. In diesem Sinne ist das Katholische kein Bestimmungsmerkmal einer konfessionellen Identität, sondern ursprüngliches und unveränderliches Kennzeichen des genuin Christlichen. Aufs Ganze gehen, heißt aber nicht: das Extreme pflegen, das Grenzwertige als zentral behaupten oder zur Norm machen.

Wenn es für die Kirche ums Ganze geht, geht es ihr in der Regel um sich selbst, bisweilen auch ums Evangelium. Manchmal geht es ihr auch um beides, wenn für eine Bestimmung ihres Verhältnisses zur modernen Gesellschaft neutestamentliche Metaphern herangezogen werden, die offensichtlich auf die Betonung eines unaufhebbaren Unterschiedes hinauslaufen und dessen Stilisierung fordern. Das neutestamentliche Bildwort vom „Licht der Welt“ (Mt 5,13–16) zählt dazu.

---

<sup>7</sup> Vgl. H.-J. Höhn, *Praxis des Evangeliums – Partituren des Glaubens*, Würzburg 2015.

Wer es beim Wort nimmt, dem geht allerdings etwas ganz Anderes auf. Hier wird deutlich, dass die Identität des Christseins nicht im „Für-sich-sein“ besteht, sondern erst im „Bezogen-sein-auf-die-Andere“ verwirklicht wird. Wer direkt in eine Lichtquelle schaut, wird entweder geblendet oder muss die Augen zukneifen – und sieht nichts! Erst wenn man eine Lichtquelle dazu nutzt, etwas auszuleuchten oder anzustrahlen, erfüllt sie einen wohltuenden Zweck. Ansonsten bleibt sie ein folgenloser Selbstzweck. Wenn Christen etwas ausstrahlen, dann rücken sie ihre Umwelt in ein anderes, besseres Licht. Sie machen das Beste an den anderen sichtbar – nicht an sich selbst! Es geht um die Kultivierung einer Beziehung des Zugewandtseins, nicht um die Stilisierung eines Verschiedenseins.

#### 4. Angebot und Nachfrage - oder: Kirche als Dienstleistungsunternehmen?

Ob die Kirche im Sinne des Evangeliums „katholisch“ ist, hat sie in einer spezifischen Praxis und an bestimmten Orten zu erweisen. Über den Grundvollzug diakonischen Handelns wird am ehesten deutlich, was das entscheidend Christliche und das verbindend Katholische ausmacht.<sup>8</sup> Die Kirche ist daher gut beraten, ihre Ressourcen für caritative Einrichtungen bzw. in Einrichtungen der sozialen und kulturellen Diakonie einzusetzen. Sie sind jene Orte, an denen das Evangelium öffentlich antreffbar und praktisch wird, indem sich die Kirche zugleich in den Dienst am Menschen stellt.

Mit dieser Empfehlung stößt man allerdings rasch auf innerkirchliche Skepsis. Manche Kritiker lehnen bereits die Begriffe „Dienst-Leister“ oder „Dienstleistungsunternehmen“ ab, weil hier vorschnell und unzulässig ein ökonomischer Begriff auf eine Gemeinschaft übertragen wird, die sich doch gerade dadurch definiert, eine Alternative zur Ökonomisierung sozialen Handelns darzustellen. Als Dienstleistungsunternehmen muss sich die Kirche offensichtlich unternehmerischen Strategien unterwerfen: Sie hat sich in Wettbewerbsorientierung zu üben, sie soll sich nach der marktwirtschaftlichen Logik von Angebot und Nachfrage den Bedürfnissen und Wünschen ihrer möglichen Kunden anpassen, die ihrerseits

<sup>8</sup> Vgl. hierzu *H. Haslinger*, *Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit der Kirche*, Paderborn 2009.

nach Nutzen/Kosten-Erwägungen entscheiden, ob sie der Marke „Kirche“ treu bleiben. Eine Kirche, die sich als Dienstleistungsunternehmen versteht, wird sich in kritischen Situationen darum zuerst Rat bei Unternehmensberatern holen, die ihr dann klarmachen, wie wichtig im Sinne der Konkurrenzfähigkeit das Herausstellen von Unterschieden, die Konzentration aufs Kerngeschäft und ein ambitioniertes Zielgruppen-Marketing sind. Zuweilen geben sie auch den Tipp, man möge nur solche sozialen Projekte in Angriff nehmen, bei denen eine maximale staatliche Refinanzierungsquote zu erzielen sei.

Folgen die diakonischen Einrichtungen der Kirche diesen Ratschlägen, geraten sie unversehens in eine Zerreißprobe. Denn sie müssen „einerseits ökonomisch verantwortungsbewusst und in ihrem Maße effizient arbeiten. Zugleich müssen sie in der allgemeinen gesellschaftlichen Debatte [...] deutlich machen, dass sich ihre ‚Produktionsweisen‘ substantiell von denen anderer Wirtschaftszweige unterscheiden und sie deshalb nicht mit der gleichen Elle der Effizienz gemessen werden können (und wollen).“<sup>9</sup>

Zwar gibt es auch für Theologen keinen Grund, die betriebswirtschaftlichen Instrumente der Unternehmensführung für die Kirche a priori auszuschlagen – erst recht nicht, wenn und weil sie ein „Non-Profit-Unternehmen“ ist. Fehlende Gewinnerzielungsabsichten oder der Status der Gemeinnützigkeit legitimieren weder mangelnde Professionalität noch ineffizienten Personaleinsatz oder falsche Steuerungsimpulse, die dazu führen, dass zu viel für wenige und zu wenig für viele Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche getan wird. Aber bei der Überprüfung von Schwerpunkten und Stoßrichtungen kirchlichen Handelns kommt es nicht allein auf ein betriebswirtschaftliches „benchmarking“ an. Orientiert man sich primär an einer durchaus unstrittigen betriebswirtschaftlichen Option, führt dies zu einer Engführung und Selbstbehinderung der Kirche bei dem Bemühen, das Evangelium gesellschaftlich zur Geltung zu bringen.

---

<sup>9</sup> A. Manzeschke, Diakonische Identität, in: A. Deeg u. a. (Hrsg.), Identität. Biblische und theologische Erkundungen, Göttingen 2007, 155.

## 5. Diakonie: Kennzeichen aller Grundvollzüge der Kirche

Kirchliches Handeln muss sich vom Gedanken der Caritas, d. h. der voraussetzungslosen Zuwendung und helfenden Begleitung des Menschen her definieren. Nicht anders spricht auch das Zweite Vatikanische Konzil von der Sendung der Kirche: „So ist die Kirche, auch wenn sie zur Erfüllung ihrer Sendung menschlicher Mittel bedarf, nicht gegründet, um irdische Herrlichkeit zu suchen, sondern um Demut und Selbstverleugnung auch durch ihr Beispiel auszubreiten. Christus wurde vom Vater gesandt, ‚den Armen frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die bedrückten Herzens sind‘ (Lk 4,18), ‚zu suchen und zu retten, was verloren war‘ (Lk 19,10). In ähnlicher Weise umgibt die Kirche alle mit ihrer Liebe, die von menschlicher Schwachheit angefochten sind, ja in den Armen und Leidenden erkennt sie das Bild dessen, der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war. Sie müht sich, deren Not zu erleichtern, und sucht Christus in ihnen zu dienen“ (LG Nr. 8). Wesen und Auftrag der Kirche werden hier über den Vollzug der Diakonia definiert. Sein Erkennungsmerkmal ist die Option für die Notleidenden, Bedrückten und Verlorenen.

Das Evangelium von Gottes unbedingter Zuwendung zum Menschen lässt sich angemessen nur bezeugen in einer Praxis, die das vollzieht, was sie bezeugt. Genau darin bestehen Auftrag und Identität der Kirche: Ort und Geschehen der Begegnung mit dem unbedingten Heilswillen Gottes in der Weise unbedingter Zuwendung zum Menschen zu sein. Nichts anderes bedeutet im Grunde „Diakonia“ – der Dienst, den die Kirche zu erfüllen hat. Kein anderes kirchliches Dokument hat diesen Sachverhalt so deutlich herausgestellt wie die Enzyklika *Deus caritas est* (2006) von Papst Benedikt XVI. Nirgendwo ist bisher deutlicher gesagt worden, dass die Kirche theologisch zu bestimmen ist als Sakrament der Einheit von Gottes- und Nächstenliebe. Beide Vollzüge sind miteinander verschränkt und „gehören so zusammen, dass die Behauptung der Gottesliebe zur Lüge wird, wenn der Mensch sich dem Nächsten verschließt“ (DCE Nr. 16). Gottes- und Nächstenliebe stehen nicht zueinander im Verhältnis von Grund und Folge, sondern schließen sich wechselseitig ein. Caritas ist daher auch keine Art von Wohlfahrtsaktivität, welche die Kirche auch anderen Akteuren überlassen könnte, sondern „unverzichtbarer Wesensauftrag ihrer selbst“ (DCE

Nr. 25). Die Zuwendung zu den Armen und Leidenden ist nicht additiv, sondern konstitutiv für das Kirchesein.

Was für die Bestimmung der unbedingten Zuwendung zum Nächsten ausschlaggebend ist, markiert auch ein „Alleinstellungsmerkmal“ sozialer und kultureller Diakonie, um das heute vielerorts heftig gerungen wird.<sup>10</sup> Dabei geht es häufig auch um die Frage, ob hinter dem diakonischen Engagement nicht ein religiöses Zeugnis und eine Einladung zum Glauben sichtbar werden müssen. Solchen Anfragen ist entgegenzuhalten: „Wer im Namen der Kirche karitativ wirkt, wird niemals dem anderen den Glauben der Kirche aufzudrängen versuchen. Er weiß, dass die Liebe in ihrer Reinheit und Absichtslosigkeit das beste Zeugnis für ... Gott ist ... Der Christ weiß, [...] dass Gott Liebe ist (vgl. 1 Joh 4,8) und gerade dann gegenwärtig wird, wenn nichts als Liebe getan wird“ (DCE Nr. 31). In diesem Sinne kann tätige Nächstenliebe auch niemals das Zeugnis des Glaubens verdunkeln. Das entscheidend Christliche besteht im „umsonst“ der Liebe, d. h. in ihrer Voraussetzungs- und Absichtslosigkeit. Sie ist kein Mittel, um damit andere Ziele als die Freiheit und das Wohl der Anderen zu erreichen.

## 6. Kulturelle Diakonie – oder: Was alle Menschen angeht!

Christliche Caritas lebt davon, dass sie nicht kalkuliert, wem sie einen Dienst erweist. Sie hält sich frei von Bedingungen und Hintergedanken. Sie bedient kein Klienteldenken. Die Kirche mag angesichts sinkender Mitgliedszahlen kleiner werden. Sie kann es sich aber vom Evangelium her nicht erlauben, in Fragen des sozialen Engagements kleinlicher zu werden. Dies gilt auch für den Bereich der kulturellen Diakonie.<sup>11</sup> Mit diesem Bereich ist mehr zu verbinden als ein kirchliches Sponsoring von Künsten und Künstlern. Kulturelle Diakonie be-

---

<sup>10</sup> Vgl. *M. Kirschner/J. Schmiedl* (Hrsg.), *Diakonia – Der Dienst der Kirche in der Welt*, Freiburg i. Br. 2013; *K. Krämer/K. Vellguth* (Hrsg.), *Theologie und Diakonie. Glauben in der Tat*, Freiburg i. Br. 2013.

<sup>11</sup> Zu diesem Begriff siehe auch *G. Fuchs*, *Kulturelle Diakonie*, in: *Concilium* 24 (1988) 324–329; *H.-J. Höhn*, *Soziale Diakonie – kulturelle Diakonie*, in: *Pastoralblatt* 62 (2010) 300–308; *J. Valentin*, *Kulturelle Diakonie. Akademien und Erwachsenenbildung als Orte der Kirche*, in: *Herder-Korrespondenz/Spezial Heft 1* (2011) 47–51.

steht zwar auch in der Bereitstellung von Kirchenräumen für Ausstellungen, Lesungen und Konzerte, aber sie erschöpft sich nicht darin. Kulturelle Diakonie zeigt sich zwar auch in dem Angebot kirchlicher Ritenkompetenz, wenn es gilt, angesichts von Naturkatastrophen und terroristischer Überfälle einen Beitrag zur gesellschaftlichen Solidarität und Trauerarbeit zu leisten, aber sie geht noch darüber hinaus. Kulturelle Diakonie widmet sich zwar auch der Pflege religiöser Baudenkmäler und dem Erhalt von Museen als Beitrag zu dem Langzeitgedächtnis einer Gesellschaft, aber darf nicht bloß konservatorisch auftreten. Ebenso wenig lässt sie sich abgelenken mit einem (Weiter-)Bildungsprogramm, das sich zusammensetzt aus Meditationskursen, Fremdsprachenunterricht, Museumsbesuchen, Exkursionen und Reisen, die auch eine Volkshochschule anbieten könnte. Kulturelle Diakonie ist nicht eingrenzbare auf spezielle „Kulturstationen“ – wie Bildungswerke und Akademien, Bibliotheken und Medienzentralen, die mit traditionellen und modernen Kulturgütern vertraut machen. Wer solche Zuordnungen und Festlegungen vornimmt, steht nicht nur in der Versuchung, die Sozialstationen der Caritas gegen die Kulturforen der Kirche auszuspielen, sondern verrät sich auch durch ein prekäres Verständnis von Kultur und Bildung. Offenkundig geht es dabei primär um „ästhetisch anspruchsvolle Produkte und Ausdrucksformen aus den Bereichen Kunst und Bildung, durch deren Gebrauch bzw. Aneignung sich bestimmte Gruppen – früher das Bürgertum, heute unterschiedliche privilegierte Segmente – als arrivierte Gesellschaftsschicht mit hohem Sozialprestige konstituieren und gegenüber anderen sozialen Schichten abgrenzen.“<sup>12</sup>

Kultur ist keine Angelegenheit vermeintlich „höherer“ sozialer Schichten, die sich von „bildungsfernen“ Milieus abheben wollen. Kultur muss allen Menschen dienen; sie erwächst aus dem, was alle Menschen angeht. Denn mit Kultur ist – nicht nur im etymologischen Sinne – ursprünglich das Projekt verbunden, die Welt „bewohnbar“ zu machen. Kultur beginnt dort, wo Menschen anfangen, selbst etwas aus dem zu machen, was Natur und Evolution aus ihnen gemacht haben.<sup>13</sup> Mit Kultur ist das Versprechen verbunden, jene

<sup>12</sup> H. Haslinger, *Pastoraltheologie*, Paderborn 2015, 59.

<sup>13</sup> Vgl. hierzu u. a. J. Heinrichs, *Kultur – in der Kunst der Begriffe*, München/Moskau 2007; M. Gutmann, *Der Begriff der Kultur*, in: D. Hartmann/P. Janich (Hrsg.), *Die Kulturalistische Wende*, Frankfurt a. M. 1998, 269–332.

Nachteile und Einschränkungen zu überwinden, die dem Menschen von Natur aus gegeben sind. Sie strebt den Ausgleich jener Ungerechtigkeiten an, die aus der Lotterie der Gene entstehen. Nicht jeder zieht dabei ein großes Los. Kultur bekämpft naturwüchsige Chancenungleichheiten. Dieses Grundmotiv ist auch zentral für die christliche Caritas. Diakonisches Handeln findet sich ebenfalls nicht mit schicksalhafter Unglück ab – und auch nicht mit strukturellen oder institutionellen Behinderungen des Menschseins.

Kulturelle Diakonie nimmt das Versprechen auf, dass wir uns in der Welt mehr als nur den Tod holen können. Sie beteiligt sich an der Bestimmung von Werten, die es wert sind, dafür auch ein endliches Leben zu investieren. Sie beteiligt sich an der Suche nach Gründen, wie man eine Welt annehmen kann, in der es zu viel Negatives gibt, das ohne Wenn und Aber unannehmbar bleibt. Sie unterstützt die Ausbildung von „Lebenskönnerschaft“, also jenes Vermögens, womit man gekonnt auf die Herausforderungen des Lebens einzugehen vermag. Dazu braucht man Vorbilder und Modelle, wie man eines endlichen Lebens froh werden kann. Gefragt sind Leitbilder, die zeigen, wie es gut gehen könnte, ein Mensch zu sein – und wie das Leben gut „ausgehen“ könnte. Gesucht sind Antworten auf die Frage, woran wir Maß nehmen können, wenn wir Maßstäbe unseres Wollens und Tuns entwickeln wollen.<sup>14</sup>

Kulturelle Diakonie hat die Sicherung der Sinn- und Wertressourcen des Humanum zum Thema.<sup>15</sup> In diesen Kontext gehört auch die Debatte, auf welche ideellen Voraussetzungen ein demokratisches Gemeinwesen angewiesen ist, die der Staat selbst nicht garantieren kann.<sup>16</sup> Man mag das Christentum den vorpolitischen Ressourcen zur Erfüllung der Erhaltungsbedingungen einer an den Menschenrechten orientierten liberalen Demokratie zurechnen.

---

<sup>14</sup> Vgl. H.-J. Höhn, *Das Leben in Form bringen. Konturen einer neuen Tugendethik*, Freiburg i. Br. 2014.

<sup>15</sup> In der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils findet sich der Hinweis: Mit dem Begriff ‚Kultur‘ drückt der Mensch „die großen geistigen Erfahrungen und Bestrebungen im Ablauf der Zeiten in seinen Werken aus, teilt sie mit und bewahrt sie, damit sie zum Fortschritt vieler, ja sogar des ganzen Menschengeschlechtes dienen“ (GS 53).

<sup>16</sup> Vgl. hierzu auch W. Lesch, *Kultur – Moral – Religion: Drei Sphären des Vorpolitischen?*, in: M. Kühnlein (Hrsg.), *Das Politische und das Vorpolitische. Über die Wertgrundlagen der Demokratie*, Baden-Baden 2014, 89–102.

Wenn es aber einen relevanten Beitrag zur Demokratie leisten soll, muss es mehr anstreben als nur die Sicherung von Sinn- und Wertressourcen.<sup>17</sup> Kulturelle Diakonie wird um ihre politische Bedeutung gebracht, wenn sie im Bereich des Vor-Politischen bleibt.

---

<sup>17</sup> Vgl. K. Gabriel/H.-J. Höhn (Hrsg.), *Religion heute – öffentlich und politisch*, Paderborn 2008.